

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	21 (1945-1946)
Heft:	1
Artikel:	Das zweite Leben : Erzählung aus dem Leben einer Schweizerkolonie in Tennessee
Autor:	Grivelly-Baumann, Hulda
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1069403

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DAS zweite LEBEN

Erzählung aus dem Leben einer Schweizerkolonie in Tennessee

Von Hulda Grivelly-Baumann

ILLUSTRATION VON HUGO LAUBI

Sie trafen bei uns an einem sonnigen, kalten Januartag ein. Sie froren, denn in Mississippi, woher sie kamen, wird es überhaupt nie kalt. Der Gasthof war erst im Bau begriffen, konnte also noch keine Gäste aufnehmen. So wurden sie von der rührigen, immer hilfsbereiten, nur im

krausen Durcheinander regen Schaffens sich glücklich fühlenden Mrs. Kern aufgenommen. Das war auch das einzige wirkliche Haus in der Kolonie, das schon gestanden, als die vier Schweizer aus Milwaukee daherkamen, um Land zu kaufen. Frau Kern war eine treffliche Wirtin; sie

soll sich Mr. Kern mit einem Gericht vorzüglich gekochter saurer Leber erobert haben, so ging das Gerücht in New-Switzerland.

Die frischen Ankömmlinge waren ein kleiner, rundlicher, lebhafter Franzose in den Fünfzigern mit seiner Frau, einer ebenfalls rundlichen, hübschen, etwa 15 Jahre jüngeren Schweizerin. Das Pärchen aus New-Orleans, das sich dauernd bei uns niederlassen wollte, sah prosperierend aus. Es kam aus gutem Verdienst heraus, er als Barbier, sie als seine fleißige Hausfrau, die zusammen mit ihm die Einkünfte durch die Anpflanzung feinerer Gemüse in dem großen Garten in der Umgebung der Stadt gemehrt hatte.

Dupreys bewiesen großes Geschick und viel Freude an gärtnerischem Schaffen. Nun hatten sie auf einmal mehr als genug Zeit und konnten sich auf sich selbst besinnen. Die Bauplätze waren noch nicht verlost, so mußte mit dem Bauen noch nicht begonnen werden. Die Pioniergesellschaft, die diese Kolonie ins Leben gerufen, hatte bereits einen Konsumverein eröffnet, und dieser Kaufladen und das im Bau stehende große Hotel, neben einer Anzahl Bretterbuden, den sogenannten «Bundeshütten», bildeten das einzige Merkmal, daß hier eine Stadt im Entstehen begriffen war. Diese Bundeshütten wurden als provisorische Wohnstätten für die neuen Ankömmlinge erbaut und ließen natürlich viel zu wünschen übrig. So kam es vor, daß ihre Bewohner während der starken Frühlingsregen oft unter einem aufgespannten Regenschirm schlafen mußten.

In geraden Linien, in gleichmäßiger Entfernung, steckten Pfähle auf der Walstatt dieses flachen, waldumgrenzten Hochplateaus. Diese Pfähle bezeichneten die anzulegenden Straßen: Helvetia, Tell, Gessler, Winkelried. Natürlich durfte die amerikanische Main- oder Hauptstraße auch nicht fehlen. Die Straßen waren insofern schon angelegt, als die Krüppel-eichen und das Brombeergebüsch auf diesen geraden Strecken ausgereutet waren. In der Umgebung leuchteten schon in

allen Himmelsrichtungen vereinzelte Wohnstätten durch die Bäume hervor, und Wege zu diesen waren auch bereits ange deutet. Nur der Zuzug zur werdenden Stadt fehlte noch ganz. Jeder, der Land gekauft hatte, besaß Anrecht auf einen Bauplatz in der Stadt und konnte je nach seinem Vermögen und nach der Größe des Landkomplexes, den er gekauft, noch zwei, drei oder vier solcher Stadtloten um billiges Geld dazu erwerben.

Mr. und Mrs. Duprey waren also glücklich nicht in die Bundeshütten verwiesen, sondern von der rührigen Mrs. Kern mit offenen Armen aufgenommen worden. Man sah es ihnen eben an, sie hatten einen schönen Sparpfennig mitgebracht. Sie saßen am lodernden Kaminfeuer und besprachen das neuartige Tun und Treiben, das Bauen und Sich-Einrichten. Daneben machten sie die Bekanntschaft der neuen Ansiedler, die, da Kerns ein gastfreies Haus führten, selten verfehlten, dort vorzusprechen, wenn sie von ihren Farmen auf die Station oder in den Kaufladen kamen. New-Switzerland hatte natürlich eine Eisenbahn, zwar keine «Wenn schon, denn schon», sondern eine schmalsten Kalibers, die zwei Stationen weiter ganz aufhörte. Dupreys, wie alle andern, hatten die erste Ahnung von der großen Dummheit, die sie drauf und dran waren zu begehen, bekommen, als sie in jenen Waggons sich über das schlecht gehaltene Bahngleise rütteln ließen. Alle einigermaßen nach Zivilisation aussehenden Passagiere waren schon längst den Wagen entstiegen, und Mr. und Mrs. Duprey fühlten, daß die wenigen, die noch weiter mitmachten, geleimt waren, wie sie.

Die meisten hätten natürlich die Sache, unter Einbuße einer kleinen Anzahlung, wieder rückgängig machen können. Wer aber einmal diese Reise gemacht, einmal den Anblick des öden Busches genossen, wer einmal die Augen und den Schoß mit Steinkohlenpartikeln gefüllt bekommen, wer all das erduldet, um nach sechsständiger Fahrt schwarz wie ein Kaminfeuer, mit jämmerlichem Katzenjammer zu landen, der wollte nicht so

bald wieder zurück. Das Schlimmste meint er überstanden zu haben, und so bleibt er.

Louise Duprey stand am Fenster der großen Wohnstube und schaute auf den Hof hinaus. Es war ein ungewöhnliches Tun und Treiben an diesem schönen kalten Januarmorgen. Ein ihr noch fremder Mann machte sich dort frisch und tatenlustig zu schaffen. Ein Feuer wurde entzündet, ein großer Kessel darüber gehängt, eine Tonne zurechtgerollt, ein Gerüst errichtet, also kurz die bekannten Vorbereitungen zum Schweineschlachten getroffen, während die Tiere sich noch munter und ahnungslos in ihrem Stalle tummelten. Ein frisches Hin- und Herrennen und Einander-Zurufen über den ganzen Hof fesselten die Frau am Fenster. Eine merkwürdige Versonnenheit war über sie gekommen. Ihre Augen folgten dem ihr noch unbekannten Landsmann, der alles veranstaltete, alles regierte, dem Manne mit den frischen, kräftigen Bewegungen, wie er sich beugte und aufschnellte, wie die Muskeln seiner nackten Arme sich strafften, wie er anfaßte, so derb und doch so geschickt und sicher. Und daneben stand, allen im Weg, der kleine französische Barbier, freundlich, rundlich und gut gelaunt, inmitten eines Hagels ihm fremder Sprachlaute.

Eine Unruhe kam über die Frau, sie konnte sich nicht losreißen vom Bilde draußen. Selbst das Töten der Tiere ließ sie, die doch sonst so weichherzig den Qualen der Tiere gegenüber war, kalt. Sie sah nur ihn, dessen ganze Erscheinung sie, ihr selbst unbegreiflich, fesselte. Nun kehrte er ihr sein frisches, männliches, sonnenbestrahltes Gesicht zu, und sie erschrak, denn sie erkannte in ihm den Mann, von dem sie in jener Nacht, die dem Briefe mit der Zusage an den Pionierverein nachfolgte, so lebhaft geträumt hatte. Diese ganze Situation, wie sie sich ihr jetzt zeigte, er, der Fremde vor allem, war in einem Traumbild im Schlaf bereits einmal vor ihr gestanden. Sie hatte das alles schon einmal gesehen, und sie kannte den weitern Verlauf zum voraus.

Ein anderer Mann war in ihr Leben getreten.

Erwacht aus ihrer Lethargie, durchweht sie das Belebende einer inhaltsreichen Gegenwart. Die vorangegangenen Jahre, das vegetierende Älterwerden, es fällt von ihr ab, und sie muß sich auf den kleinen, lebhaften Mann dort unten im Hofe besinnen. Das war ja ihr Gatte. Wie ging es nur zu, daß sie verheiratet war und dabei geschlafen hatte bis heute, bis eben jetzt!

Die Frau am Fenster träumt sich fast 20 Jahre zurück. Auf dem Schiff machte sie seine Bekanntschaft. Damals war er schlank und schwarzhaarig und lebhafter, unruhiger noch als heute. Ja, es war auf jener bösen, grausamen Fahrt, die sie der Heimat entführte, sie lostrennte von allem, was sie bisher geliebt. Der kleine, etwa 35jährige Franzose, der ruhelos, fast wie ein Löwe im Käfig, über das Deck des Schiffes rannte, er blieb eines Tages mit seinen Blicken auf ihr, der Ausgestoßenen haften. Er nahte sich ihr, und ihr graute darob. Und doch saßen sie eines Abends, abgeschlossen von den andern, auf einer Rolle Tau; sie hatte es nicht verstanden, sich gegen seine höfliche Annäherung zu wehren. Er war so lieb und gütig zu ihr und bat sie fast väterlich, ihm zu vertrauen. Und so schmolz das Eis. In zaghaftem, wortarmem Französisch kam es über ihre Lippen. Er hielt ihre Hand fest in der seinen. Gewiß hatte er ihre Geschichte geahnt; denn er nahm ihr Geständnis fast wie etwas Selbstverständliches auf. Daß sie habe auswandern müssen, um Geld für ihr vaterloses Kind zu verdienen und zugleich ihrer Familie, der sie Schande gebracht, aus den Augen zu kommen. Ihr Geständnis von dem so Schrecklichen bewirkte nur, daß er ihre zitternde Hand um so wärmer drückte. Sie war ein hübsches, lustiges Landmädchen gewesen. In der Stadt brach innert zwei Jahren ihre ganze goldene Jugend zusammen. Eine erste Liebe zu einem unwürdigen Manne hatte ihre Lebensfreude zu jähem Abschluß gebracht. Die strengen Angehörigen, der Vater und

eine Stiefmutter, zwangen sie zur Auswanderung und machten sich dafür anheischig, ihr Kind zu behalten, für dessen Unterhalt sie aber aufzukommen hatte.

Dieträumende Frau am Fenster weiß, daß sie damals dem Mann an ihrer Seite herhaft und mutig die Wahrheit gesagt; sie konnte es, denn sie liebte ihn nicht und fürchtete sich vor einer neuen Bekanntschaft fast mehr als vor ihrer ungewissen Zukunft. Sie wollte ihn abschrecken; aber es gelang ihr nicht. Das bleiche, hübsche Mädchen, das sich so sauber trug und im Zwischendeck so vorteilhaft von den andern abstach, dessen Vergangenheit ihm, dem frivolen Manne, der sich ausgelebt hatte, einfach und rührend vorkam, dieses Mädchen gab er nicht mehr frei. Sie gefiel ihm, und er warb allen Ernstes um sie. Sie wehrte sich lange:

doch gab sie ihm am letzten Tage, nach fast dreiwöchiger Fahrt, das Jawort. Mit Zagen und ohne ihn zu lieben. Alle die Versprechungen, die er ihr gemacht, sie hoch zu halten und für sie und ihr Kind zu sorgen, als wäre es sein eigenes, hat er gehalten, sann die Frau, weiter in ihren Rückerinnerungen wühlend. Ihr Sohn trägt ihres Mannes Namen, er hat ein gutes Gewerbe und reichen Verdienst; denn schon nach ein paar Jahren ließen sie ihn nach Amerika kommen.

Und er, ihr Mann, er hatte, wie sie wußte, seine Jugend bis zur Neige genossen, hatte ein kleines Erbteil, als lustiger Barbiergesell, mehr verjubelt als sachte verbraucht. Mit solchem Leben war er aber quitt, als er sich auf denselben Schiffe mit ihr zusammengefunden, um in der neuen Welt, wie tausend andere,

Schweizerische Anekdoten



werden aber immer noch viele Anekdoten von ihrem gemütlichen Betrieb erzählt. So konnte ein Reisender an irgendeiner Station durchaus den Aufenthalt verlängern, wenn er dem Zugführer unterdessen in der Wirtschaft an der Station einen halben Liter zahlte. Am Ende des letzten Krieges spürten aber auch die Angestellten dieser gemütlichen Straßenbahn die Teuerung, und auf Drängen ihrer Frauen gelangten sie an die Aufsichtsbehörde mit dem untertänigen Ersuchen, man möchte ihnen, wie es in andern Betrieben üblich sei, eine kleine Teuerungszulage gewähren.

Daraufhin lud der Präsident des Verwaltungsrates, ein origineller alter Oberst, die Bittsteller in einer dienstfreien Zeit zu sich und machte ihnen folgende Erklärung: «Meine Herren, Ihr bittet um eine Teuerungszulage. Ihr seid dazu wohl berechtigt; aber die Bahn hat kein Geld, wie Ihr wißt, und daß ich Euch aus dem eigenen Sack Zulagen gewähre, könnt Ihr nicht verlangen. Nun haben wir aber noch mehrere Meter Galons — Gradschnüre — auf Lager. Wenn Ihr damit einverstanden seid, so soll jeder anstatt der Teuerungszulage eine Galonzulage, das heißt einen Galon mehr an seine Mütze erhalten. Mehr kann ich nicht vorschlagen.» Die Beamten schauten einander an, begriffen und entschlossen sich, die angebotenen Galons an Stelle der Zulage entgegenzunehmen. Die Dekoration half ihnen über die Teuerung hinweg. Ob die Frauen der Beamten damit zufrieden waren, weiß der Gewährsmann nicht zu berichten.

Mitgeteilt von E. N.

ein neues Leben anzufangen. Nie hatte er mit einem Wort an das Weh gerührt, das sie aus der Heimat vertrieben. Aber wie hatte er sie bis jetzt von allem Außenleben abzuschließen verstanden! Fast einsiedlerisch hat er selbst in der Nähe der großen Weltstadt ihr Leben zu gestalten gewußt. In ihrer Kleidung durfte sie nie das dem Auge Gefällige betonen, sondern mußte steif ehrbar in düstern Farben einhergehen. War es ein leises Mißtrauen in die Beständigkeit ihrer Tugend, oder war er der Frauen Art, die er in seinem Vorleben ja bis zum Überdruß genossen, so satt, daß diese in seiner Frau nicht mehr zutage treten durfte? Auch keinen Schmuck duldet er an ihr, nichts als ihren Ehering, eine steife goldene Brosche und eine Uhr an schwarzer Seidenschnur. Die wenigen glitzerigen Dingerchen, die sie mitgebracht hatte, wußte er ihr so nach und nach unauffällig als Geschenke für andere wegzuschaffen. Er forderte diese Entäußerung nicht rücksichtslos, sondern fand Mittel und Wege, sie zum freiwilligen Aufgeben ihrer Kostbarkeiten zu bringen.

Alle diese Erinnerungen gingen wie Schattenbilder an ihrem Geiste vorüber. Wie war sie bis jetzt im vollen Glauben gewesen, den besten Mann der Welt ihr eigen zu nennen! Wie dankbar war sie, daß er sie zur anständigen, verheirateten Frau gemacht hatte! Wie vergalt sie es ihm durch ein völliges Aufgehen in ihm! Nichts war in all den Jahren geschehen, das das gute Einvernehmen zwischen den beiden ernstlich gestört hätte. Nein, Liebe im eigentlichen Sinne war es nicht, weder bei ihm noch bei ihr. Es war vielmehr ein aus gegenseitiger Dankbarkeit und zufrieden zusammen schaffender Kameradschaft gebildetes gutes Einvernehmen, das das Leben im Häuschen in der Umgebung von New-Orleans so gemütlich und friedlich gestaltet hatte. So ruhevoll war es gewesen, daß sie trotz aller Arbeit dabei stattlich und behäbig geworden. Und dennoch war in ihr so nach und nach aus einer dunklen Schwere heraus ein Heimweh wie nach ungekosteter Jugend er-

wacht. Dieser Druck hatte ständig zugenommen. War doch ihre Jugend wie ein kurzer Frühlingssturm vorübergebraust und hatte sie mit lahmen Schwingen in die Arme eines ausgelebten Mannes geworfen. Wurden diese Schwingen jetzt wieder lebendig? Wie sie dastand am Fenster, mit neu erwachtem Interesse am Leben, fühlte sie, wie sie sich zu regen begannen. Sie sollte ja von dem Druck genesen, dafür waren sie in diese neugegründete Schweizerkolonie übergesiedelt. Ihr Mann selbst hat es so gewollt; darum hat er sie freigegeben, die Gesellschaft ihrer Landsleute zu genießen. Von der leichten Kränklichkeit, die sie befallen, sollte sie in dieser neuen Umgebung gesunden. So sind sie nach New-Switzerland gekommen, der munter gestikulierende kleine Franzose draußen im Hof und die verträumte Frau in der Wohnstube der allzeit rüstigen Mrs. Kern.

*

Mit dem Frühjahr, als die schweren Regen aufgehört hatten zu rauschen, gab es viel Leben in der neuen Ansiedlung. Holz wurde gefahren, langsam im Schritt auf den schlechten Straßen, über unausgerodete Baumwurzeln. Die Sägerei neben der Station war vollauf beschäftigt, die Stämme zu Brettern zu sägen für den Bau der ersten Stadtresidenzen. Daß es meist aus grünem Holz geschah, mußten die Bauenden später entgelten. Ein Wochenblättchen kam heraus, «New-Switzerland-Nachrichten» mit Namen, und das redete fort und fort von 30 Familien, die demnächst ihren Einzug halten wollten. Die Zahl blieb stetig rund und voll, bis dem Blättchen nach dreijähriger Lebensfrist das Licht ausging und von den 30 sich etwa ein Dutzend eingestellt hatten.

Herr und Frau Duprey saßen schon fest in ihrem freundlichen Wohnhaus an der Ecke der Main- und Helvetiastreet. Die Barbierbude hatte ihren Eingang an der Hauptstraße und war mit einem funkelnagelneuen, rotplüschenen, kunstvollen Rasierlehnenstuhl üppig ausgestattet, zum

Staunen der Urbewölkerung. Diese Struppien waren allerdings eines Coiffeurs sehr bedürftig. Sie kamen von weit her aus den Flußtälern und Quellenoasen herauf, um sich die Schweden und Holländer anzusehen. Daß es sich um Schweizer handelte, mußte ihnen erst so nach und nach beigebracht werden. Im Anfang war man Schwede oder einfach «Dutchman». Sie kamen auf Maultieren geritten in armeligster Bezäumung, und wollte Sally mit den Kindern mit, weil sie Kaliko für ein Kleid oder ein «Sunbonnet» brauchte, so wurde dem geduldigen Tier eine Matratze aufgeschnallt und die ganze hoffnungsvolle Familie drauf gesetzt. Sie nahmen es gewiß den Schweizern zunächst übel, daß sie vom Bilde gewöhnlicher Menschenkinder nicht auffälliger abstachen. Was damals diese Südländer-Farmer an den neuen Ansiedlungen am lächerlichsten fanden, war der Umstand, daß diese Fremden wirklich glaubten, auf dem Hochplateau, das sie sich zum Wohnplatz erlesen und das zu allen vier Seiten steil gegen die Flußtäler abfiel, erfolgreich Landbau treiben zu können. Bis jetzt waren nur die Flußtäler angebaut worden. Auf der Höhe, wo die Schweizer das Land kauften, ließen sie bis jetzt nur ihr Vieh weiden. Die Humusschicht war sehr gering, und der harte Felsboden oder «hard-pen» überall sichtbar, wo der Regen schwemmen konnte. Und wo konnte er das nicht, besonders, nachdem der Wald gerodet war! Es gab eine Zeit, in der auch die meisten Schweizer die Flinte ins Korn zu werfen bereit waren, und wer noch Geld zum Wegziehn übrig hatte, den rottgelben Staub abschüttelte und sich wieder nördlich verzog. Viele mußten notgedrungen bleiben. Die vier Landsucher aus Milwaukee, die diesen Flecken Gotteserde aufgestöbert hatten, waren schon längst über alle Berge; das Unternehmen war als solches verkracht, der Pionierverein auseinander gesprengt, die Druckerresse als altes Eisen veräußert. Die Sägerei stand still, der Konsumverein hatte sich aufgelöst und wurde von einem geschäftstüchtigen Solothurner gekauft. Der Kohlenmeiler hörte

zu rauchen auf, aber das Städtchen, als solches, befestigte sich immer mehr. Es hatte sich zum Bezirksort aufgeschwungen. Die Schweizer hatten zum Rückzug geblasen, die alten Einwohner, denen sie eine Gasse in die Wildnis gemacht, kamen nachgestiefelt. Juden erschienen, wie aus der Erde gewachsen, auf der Bildfläche und taten Kaufläden auf. Ein großes Gerichtsgebäude, mehr geräumig als schön, wurde auf dem Stadtplatz errichtet und nicht weit davon ein Gefängnis aus Backsteinen zum Staunen der Südländer erbaut. Wer aber nicht staunte und alles ganz natürlich nahm, waren die Schweine, die die Straßen belebten und die Hausbesitzer zwangen, Umzäunungen um ihre Gartenpflanzungen zu machen. Dieses borstige Sanitätscorps grub und grunzte in den Straßen und schmatzte alles weggeworfene, Verdobene, Freßbare unter und neben dem Brettertrottoir, das zu beiden Seiten der Mainstraße lief. Für jede weggeworfene Bananenschale fand sich ein solcher Liebhaber. Diese Messerrücken-Weidschweine (Razorbacks, wie man sie nannte), fristeten ihr Leben ohne viel weitere Nachhilfe, sie bekamen vielleicht von ihren Eigentümern allabendlich einen Maiskolben, nur damit sie den Trieb nach ihrer Heimat nicht verlören und später im Winter zu wirksamerer Fütterung leicht eingefangen werden konnten.

Wenn sich auch so nach und nach das Städtchen zu einem echt amerikanischen gestaltete, so ließen sich doch die Schweizer bis auf diesen Tag nicht mehr auswischen. Ein herkulisch gebauter früherer Stabstrompeter, ein Berner Oberländer, kam mit den ersten Ansiedlern. Er brachte eine reichhaltige Familie von Söhnen und Töchtern mit und einen unverwüstlichen Trieb, das Leben zu genießen. Er machte es möglich, diesem Trieb selbst in den widrigsten Verhältnissen Gerechtigkeit zu verschaffen. So klang, sang und musizierte es nun an gewissen Abenden vom Vereinslokal her lustig auf die verschwenderisch breite Helvetiastraße hinaus, ganz nach vaterländischer Sitte. Froh und lustig ging es her in jenen ersten schwersten Jahren,

da noch alle verhältnismäßig jung waren, mit unverbrauchter Kraft schon Püffe zu ertragen vermochten. In Gesellschaft seiner Landsleute witzelte man über die Not zu Hause und ironisierte sein Elend. Getanzt bis in den Morgen hinein wurde jeden Monat einmal. Eine primitive Tell-Aufführung, eine «Première» in mehr als einer Beziehung, ging über die ungehobelten Bretter. Das Rollenlernen brauchte niemand Kopfzerbrechen zu machen, Schiller hätte nicht zu erröten brauchen, weil er sein Werk doch nicht erkannt hätte. Die Hauptsache war, daß Geßler stolz zu Pferde saß, in der stattlichen Gestalt des nervigen Ernst Vonalms, des Traumhelden von Louise Duprey. Es hatte viel Mühe gekostet, einen Gaul ausfindig zu machen, der zu einer richtigen Schaustellung, keiner Parodie, gepaßt hatte. Das Wichtigste war, daß die Frauen ihre Berner Trachten lüften konnten, zum Staunen jenes Himmelsstriches, und sich Louise Duprey mit wirklich warmem Gefühl vor diesem Geßler in Tellgestalt niederwerfen durfte. Die Vorstellung fand in dem Stück Busch oder Naturpark statt, das sich die Schweizer reserviert hatten, um darauf später eine Festhalle zu bauen. Louise Duprey war kaum wieder zu erkennen, so frohmütig und voll Leben war sie. Ihr ganzes Wesen hatte sich vorteilhaft verändert. Nicht so bei Duprey. Er war zum Schwatzen und Lachen unlustiger geworden. Seine Lebhaftigkeit wurde zur Unruhe, seine zeitweilige Fröhlichkeit schien gemacht. Er ließ seine Frau zwar lächelnd gewähren, doch er mußte fühlen, wie sein Einfluß auf sie zu versagen begann.

*

Vonalm war verheiratet, Vater einer Schar munterer Kinder. Seine Frau, still und scheu, war nur den nächsten Nachbarn bekannt. Da sie immer entweder guter Hoffnung war oder einen Säugling zu besorgen hatte, so fiel ihr Fernbleiben von aller Geselligkeit niemandem auf. Louise brannte darauf, die Familie kennen zu lernen. Von der Frau hatte sie

nicht geträumt, aber um so mehr mußte sie wachend an sie denken. Duprey verwandelte nach und nach die magere Wildnis hinter seinem Haus und je die Hälfte seiner zwei Bauplätze in einen fruchtbaren Garten. Er pflanzte Reben und Obstbäume, und alles gedieh wohl. Den humusarmen Grund verstand er durch vieles Umstechen, Durchlüften, durch verständiges Düngen so gut zu verwandeln, daß man nach einer Besichtigung seiner Anpflanzung wieder hoffnungsvoller hinter die eigene ging. Er lieferte den glänzenden Beweis dafür, daß das Land ertragsfähig war, wenn man ihm Fleiß und Sorgfalt zukommen ließ.

Das Baufieber brach aus im Städtchen, auch Duprey wurde davon ergriffen und stellte auf seine weitern zwei Loten, die seinem Haus an der Ecke der Main-Helvetiastraße entlang lagen, zwei Kaufläden mit Wohnung zum Verkauf oder Vermieten auf. So legte er das meiste seines Bargeldes in Grundeigentum an. Die Stadt gedieh und breitete sich aus, trotzdem die Farmer in der Umgebung schwer zu kämpfen hatten. Eine New Yorker Firma baute zwei Gebäude für St. Galler-Stickereien. Maschinen wurden hintransportiert, Sticker angelernt, und junge Schweizermädchen fanden Verdienst als Fädlerinnen. Zum ersten Male wollten die neuen Ansiedler in ihrem Park den 4. Juli, also ein echtes amerikanisches Nationalfest feiern. Zu diesem Zwecke taten sie sich zusammen und erstellten in aller Schnelle eine im Zickzack laufende Riegelfenze, die gewöhnliche Umzäunung in Gegenden, wo das Holz in Fülle da steht und mit dem Boden nicht haushälterisch gewirtschaftet zu werden braucht.

* * *

Ein heißer Tag brütete über dem Walde. Die Wolken, die jeden Nachmittag kamen, gleichsam um die Gluthitze der Sonne etwas zu dämpfen und den Aufenthalt im Freien erträglicher zu machen, schoben sich sachte heran. Durch den rot-gelben, knietiefen Staub der holprigen

Straßen kamen schwerfällig grün angestrichene Farmerwagen mit Maultieren bespannt. Durch den Busch, auf den von Weidkühen zurechtgetretenen Spurpfaden, spazierten gemächlich geputzte Männer, Frauen und Kinder. Alles eilte dem Festplatz zu. Oberflächlich war das Unterholz weggehackt und schlanke Bäumchen abgesägt worden. Eine Festhütte mit notdürftig Schutz gegen die Sonne biedendem Ast- und Blätterdach war in einem Nachmittag entstanden. Zwei Fahnen wehten, das Streifen- und Sternenbanner des freien Amerikas neben dem weißen Kreuz im roten Felde. Alles war in bester Feststimmung und nahm auf den aus ungehobelten Brettern provisorisch hergestellten Bänken Platz. Auf den neuleuchtenden Tischchen, die zu allen vier Seiten der offenen Hütte liefen und die die Bar bildeten, wurden die vollen Biergläser kreuz und quer riesigen Absatz. Auf die Südländer, wie die Schweizer die längst angesessene Landbevölkerung nannten, hatte man nicht gerechnet, nicht darauf,

daß diese Halbwilden aus ihren Tieftälern heraufgeritten kämen. Doch war der Eintritt keinem verweigert. Außerhalb der Umzäunung waren die Tiere, im ganzen Walde verteilt, angebunden und riefen und antworteten einander mit ihrem jammervollen Yiah-hi-Yiah-hi.

Louise Duprey, aus ihrer langjährigen Versunkenheit zum geselligen Leben erwacht, war voll Freude und Erwartung. Sie hatte ergiebig Toilette gemacht. Duprey sah ihr halb lächelnd, halb mißbilligend zu. Es war zu leisen Vorwürfen gekommen. Unter ihrem leichten Wollrock raschelte es von Seide. Diesen Frou-Frou-Unterrock hatte sie sich schon lang gewünscht und ihn auch endlich aus Milwaukee durch ihre neue Freundin bezogen, zusammen mit der seidenen Bluse, die an ihrem vollen Busen schimmerte. Papali war dagegen gewesen, aber umringt wie sie nun war, von ihren eigenen Landsleuten, die täglich mit ihr verkehrten, war sie allmählich seiner näheren Bevormundung entwachsen und hatte den

Da musste ich lachen . . .

Es war im letzten Juni, in der Zeit der Kirschenernte. Mit meinem Freund spazierte ich auf einem Feldweg, inmitten fruchtbewehrter Kirschbäume. Da entdeckte ich auf einem unserm Nachbarn gehörenden Baum ein paar Buben, die sich die süßen Früchte munden ließen. Plötzlich rannte gestikulierend ein wildfremder Mann hinter einem Roggenfeld hervor. Den Stock schwingend und Flüche ausstoßend erreichte er, daß die Burschen sofort Fersengeld gaben und hinter der nächsten Bodenwelle verschwanden.

Unter dem Kirschbaum stand der Mann still, schaute sich die glänzenden Früchte an, spähte umher und langte zögernd eine Kirsche vom Ast. Er schob sie in den Mund, und ihr folgten weitere. Als er das Bäuchlein gefüllt hatte, nahm er den Hut vom Kopf und begann ihn auch noch zu füllen. Da sah ich hinter einer Hecke die ängstlich umherspähenden Köpfe der verjagten Buben hervor-gucken. Zuerst staunten sie, dann erhellteten sich ihre Züge. Sie schauten einander fragend an und lachten hell auf. Der Fremde wurde aufmerksam und machte sich schleunigst aus dem Staube.

Jeder von uns erlebt im Alltag von Zeit zu Zeit etwas, das ihm ein Lachen oder doch ein Lächeln entlockt. Schreiben Sie die Begebenheit für unsere Leserauf: Redaktion des Schweizer-Spiegels, Hirschengraben 20, Zürich. Beiträge, die wir verwenden können, werden honoriert.

Mut gefunden, mehr sich selbst zu leben und weniger ängstlich sein etwaiges Mißfallen zu vermeiden. Sie umsorgte ihn zwar mit der alten Treue, kochte nur seine Leibgerichte; aber es war nicht mehr das frühere, ganz in ihm und ihrer häuslichen Beschäftigung Aufgehen. Sie war fröhlicher geworden, er hingegen launischer und von einer seltsamen Ungeduld dem «Deutschen» gegenüber, das er nun von allen Seiten her zu hören bekam. Er zog sich immer mehr von der Geselligkeit der Landsleute seiner Frau zurück.

Auch an diesem 4. Juli, als Louise endlich strahlend vor Sauberkeit, jedes Härtchen am rechten Platz, den einfachen schwarzen Strohhut aufsetzte und sich lustig vor ihm drehte «Bin ich Dir so recht, ist nichts an mir auszusetzen?», da war es abgemacht, daß sie allein gehen sollte und er als Hüter des Hauses zurückbleibe. Wohl gönnt er seiner Frau die Festfreude, und doch bemächtigt sich seiner eine große Unruhe, als das Gartentörchen hinter ihr zuschlägt.

Louise wurde auf dem Festplatz bald zum Mittelpunkt des muntern Treibens. Alles war schon im besten Gang. Die Männer, hemdärmelig der Hitze halber, daneben aber sauber und währschaft nach vaterländischer Art gekleidet. Die Frauen, nach besten Kräften herausgeputzt, doch auch ihre Anzüge mehr auf Dauerhaftigkeit als Eleganz bestellt. Die Ansiedler stachen vorteilhaft von den Südländern ab, die sich in Beängstigung erregender Zahl eingefunden hatten. Sie schlotterten tabakkauend und ausspuckend einander in näselndem Englisch ihr «How d'y» zufrieden, auf dem Platz umher und wechselten an verborgener Stelle ihre mitgebrachten Whiskyflaschen miteinander aus. Wo sie diese gefüllt bekamen, war den Schweizern damals noch ein Rätsel; denn Wirtschaften wurden in dem Bezirk nicht geduldet.

Louise Duprey hatte sich neben den andern Frauen auf einer der langen Bänke eingereiht. Die Männer brachten Bier und versorgten die zur Bar drängende Menge.

Muntere Anrufe im guten Bernerdeutsch ernteten schlagfertige Antworten. Den Proviant hatte man, jeder für seinen Bedarf, mitgebracht: selbstgebackenes Brot, Käse und die an keinem Picknick fehlenden gebratenen Hähnchen und Hühner. Die Landbevölkerung der Südstaaten lebte förmlich davon, Hühner und Speck ersetzten fast alles andere Fleisch. Die Familien fanden sich zusammen und ließen sich am Mitgebrachten wohl sein, und Einladungen flogen hin und her. Dann wieder traten die Schweizer, abwechslungsweise der Männerchor und der gemischte Chor, das «Alpenrösli», zum Absingen ihrer patriotischen Lieder zusammen. Die Jodler wurden besonders bestaunt von den Amerikanern. Diese letzteren tranken das Bier wie Wasser, war doch das, was sie in ihren Flaschen mitgebracht hatten, so viel stärker. Die Hitze wurde drückender, wildes Gewölk ballte sich zusammen. Die Weiber erzählten einander ihre Alltagsgeschichten, ihre Kämpfe ums tägliche Brot, und wie geschickt sie es anzustellen wüßten, um sich über Wasser zu halten. Mancher Seufzer lief mit unter. Es gab aber auch Versunkene unter diesen neuen Ansiedlern, in lässigem Anzug, abgesondert von den fröhlichen andern, von schüchternen Kindern umringt saßen sie da. Frauen, die sich von ihren Sorgen nicht freimachen konnten, weil diese ihre Kräfte überstiegen.

So wie das Gewölk sich immer bedrohlicher zusammenballte, ohne daß jemand darauf achtete, so gab es, etwas abseits von den harmlos Gemütlichen, eine andere Sorte Festteilnehmer, die sich immer wilder, roher und zornmütiger anließ.

Das «Heil dir, Helvetia!» war soeben verklungen. Von alm hatte Louise Duprey scherzend wieder zu der Bank der Frauen geleitet, als offener Tumult losbrach. In die Luft abgefeuerte Schüsse gaben das Zeichen dazu. Die Schweizer waren wie aus allen Himmeln gefallen. Es handelte sich allerdings keineswegs um eine Demonstration der Südländer gegen die neuen Ansiedler; es war ganz einfach die Wir-

kung der im geheimen zu häufig benützten Whiskyflasche und des vielen Bieres. Die Angreifer hielten sich ganz an ihre eigenen Leute. Die Frauen flohen kreischend oder hängten sich an ihre Männer, um sie aus dem Getriebe zu ziehen. Wer die Ermahnungen einer veranstalteten Erweckungsserie von Predigten noch nicht ganz verschwitzt hatte, der fuhr mit Bibelsprüchen dazwischen und trennte Bruder von Bruder. Ein langhaariger bleicher Geselle mit fanatisch glühenden Blicken trug ins wüteste Gedränge hinein sein hohl klingendes « Liebet einander ». Die Festgeber taten ihr Möglichstes, um Ordnung zu schaffen und die mit Messern und Revolvern Hantierenden zu entwaffnen. Sie wurden wirksam unterstützt von vielen anwesenden Amerikanern, die, ihre Pappenheimer kennend, wohl gewußt hatten, was kommen mußte.

Die Kolonisten waren um eine gute Lehre reicher geworden, die sie sich für alle Zeiten gesagt sein ließen. Der Himmel bekundete seinen Groll durch ein plötzlich losprasselndes Gewitter. Das half den Platz räumen und die erhitzten Köpfe kühlen. Die Schuldigen warfen sich auf ihre Maultiere und stoben davon. Das Losbinden nahm nicht viel Zeit in Anspruch, diese schlottigen Gesellen hatten im Nu die Flinkheit und Geschmeidigkeit der Indianer erlangt. Die Festgeber und weiter weg wohnenden Schweizer drängten sich in der notdürftig gegen den Regen Schutz bietenden Hütte zusammen. Die Frauen halfen beim Zusammenräumen, und bald war alles zur Heimfahrt bereit.

Louise machte sich mit ein paar andern und Vonalm durch den frisch gewaschenen, naß glänzenden Busch auf den Heimweg. Das Gießen hatte aufgehört. Der Abend war nicht mehr weit. Auf eine kurze Dämmerung folgt fast plötzlich die Nacht. Frau Duprey ging an Vonalms Seite, den Hut in der Hand tragend, um ihn vor den tropfenden Ästen zu schützen. Man sprach von der Überraschung der letzten Stunde, und ein Beben durchfuhr Louise. Der sie führte, mußte es spüren, und seine Augen hingen heiß an ihr.

« Gut, Vonalm, daß du deine Frau und die Kinder nicht mitgebracht hastest, wie es ausfiel, waren sie besser zu Hause », sagte einer der Mitgehenden.

« Was habt ihr euch immer um meine Frau und Kinder zu scheren? Wie ich's mit ihnen halte, geht niemand was an! » antwortete gereizt der Angerufene.

« Auch mich nicht, Vonalm? » frug Louise leise.

« Dich am allerwenigsten, merke dir das! » erhielt sie zur Antwort.

Die Gesellschaft trennte sich an der Bahnlinie vor dem Städtchen, wo die Wege nach verschiedenen Richtungen auseinander gingen. Vonalm ging noch mit Louise ins Haus, ihren Mann zu grüßen und Bericht zu erstatten. Sie wollte es so. Da er sie doch so weit begleitet hatte, sah es besser aus, als sich am Gartenpförtchen zu verabschieden. Und war er nicht Dupreys Freund, so gut wie der ihre?

Die Frau floh klopfenden Herzens in ihr Zimmer, ihr Festgewand abzutun und sich auf sich selber zu besinnen. Sie fühlte, daß sie auf dem besten Wege war, sich zu verlieren. Es durchflutete sie eine leichtsinnige Lebensfreude, vermischt mit Kummer, ihres Mannes wegen. Es tat ihr weh, den guten Halt eines reinen Gewissens einzubüßen. Nein, das wollte sie nicht. Sie zog sich schnell um und fieberte doch wieder, draußen in der Wohnstube zu sein, wo die beiden Männer ziemlich schweigsam einander gegenüber saßen. Das Französische des Berner Oberländers war sehr mangelhaft; aber Duprey vermißte keine lebhafte Konversation, denn die Sorge um seine zwei Häuser an der Helvetiastraße war über ihn gekommen. Sie standen noch immer leer, und es wurden nur immer an der Mainstraße neue Läden eröffnet. Alles Geschäft drängte sich dort zusammen. Zu beiden Seiten der Helvetiastraße fing man an, hübsche Privathäuser zu bauen, von Magazinen dort wollte niemand etwas wissen. Vonalm tröstete ihn, lud ihn und seine Frau ein, bald einmal zu ihnen heraus zu kommen und seine Farm zu besichtigen, eine kleine Ablenkung schade ihm

nicht. «Meine Rebenpflanzungen und meinen Obstgarten müßt ihr sehen, euer Rat tut mir not!»

* * *

An einem schönen Sonntagnachmittag im September machten sich Herr und Frau Duprey wirklich auf den Weg zu Vonalms Farm. Die Ansiedelungen lagen fast eine halbe Meile auseinander und wurden mit Interesse besichtigt, so weit das von der Straße aus möglich war. Kannte man doch jeden der verschiedenen Eigentümer, und jeder gab seinem Grundstück sein eigenes Gepräge. Den Nachlässigen, der seinen Pflug seit dem Frühjahr oder dem Herbst am Rande des Feldes liegen gelassen hatte, den erkannte Duprey schon an dem halsbrecherischen Zugang zur Farm. Gab es doch genug Steine und Füllmaterial ringsum. Auch das Tor und die Einfriedung ließen auf die Bewohner der Grundstücke schließen. Die Schuhe bis über die Knöchel mit dickem Staub besetzt, obschon man im abgedornten Gras des Straßenrandes gegangen, schwitzend, doch lebhaft angeregt von allem, was sie gesehen, standen sie nach einstündigem Marsch vor einem schön gehaltenen, jungen Baumgarten. Dort stand Vonalp im Ringen mit einem kräftigen, jungen Bullen, der sich losgemacht hatte, und dem er bemüht war, ein Seil um die Hörner zu befestigen. Sie blieben stehen und erlaubten sich an dem Anblick dieser zwei an Kraft und Geschmeidigkeit ebenbürtigen Wesen. Die Bändigung des Widerspenstigen war bald gelungen. Die Gäste erkloppen die Böschung, die das Feld von der Straße trennte, und begrüßten Vonalp. Louisens Blicke hingen mit Bewunderung an ihm, und sie vergaß dabei ihre Furcht vor dem störrischen Stier, der mit gesenkten Hörnern wild am Seile riß. Duprey hielt sich in gemessener Entfernung.

«Ihr braucht Euch nicht zu fürchten, ich habe ihn völlig in der Gewalt», beruhigte Vonalp, «übrigens ist er noch jung und harmlos, so widerhaarig er sich auch

anstellt. Geht nur einstweilen ins Haus dort drüber, aber erschreckt nicht, so schön und wohnlich ist es bei uns nicht wie bei Euch, ich warne Euch.»

Er pfiff durch die Finger, und ein etwa 10jähriger Junge eilte herbei und half seinem Vater den Ausreißer fortzubringen. Die beiden suchten den Weg zum Hause, das freundlich durch die Bäume blinkte. Wie bei all diesen gewöhnlichen Landhäusern ging es ohne Hausgang von der «Porch» oder Veranda direkt in die Stube, und es ist immer die Küche, wo sich der Besucher anmeldet. Die Küche ist zugleich Wohnstube und der hellste, größte und gemütlichste Raum des Hauses. Eine sorgsame Hausfrau treibt deshalb auch einen wahren Kultus mit dem Herde. Er wird nach jedem Kochen von neuem geschwärzt, geputzt und poliert, daß er strahlt wie ein Spiegel.

Als Vonalp zehn Minuten später ins Haus trat, fand er seinen Besuch schon heimisch in den zwei Schaukelstühlen plaziert. Ihm gegenüber am Tische, die Hände nervös in die Schürze wickelnd, saß die magere, mittelgroße, etwa dreißigjährige Frau Vonalp. Mit resignierter Miene ließ sie den Redestrom Louisens über sich ergehen, ein vages Lächeln auf den schmalen Lippen und mit gesenktem Blick. Sie antwortete in kurzen Sätzen mit schüchterner Stimme auf all die Fragen Frau Duprey's. Beim Eintritt ihres Mannes nahm ihre Befangenheit eher zu. Er streifte sie auch gleich mit kritischem Blick, unterwarf sie, die Kinder und die ganze Umgebung einer kurzen, schnellen Musterung. Man erkannte sofort, er war der Herr und sie die demütige Magd. Schüchterne Kinder drängten sich näher an die Mutter heran, um in gesicherter Deckung den Besuch, die Frau, die sie so gütig beschenkt und den kleinen Mann, der nicht einmal so sprechen konnte, daß man's verstand, zu betrachten. Der älteste Bub aber, der mit dem Vater hereingekommen war, stellte sich stolz und trotzig zu ihm. Er schöpfte diese natürliche Sicherheit aus dem Blicke seines Vaters, der mit Stolz auf ihm ruhte, während er

ihn als seinen Ältesten vorstellte. Louise gab sich alle Mühe, die Unterhaltung in Fluß zu erhalten. Vonalm selber war befangener im eigenen Heim als bei Begegnungen außer dem Hause. Die Anwesenheit von Frau und Kindern wirkten seltsam störend, der sonst frei-fröhliche Ton der Hin- und Herrede wollte sich nicht finden lassen.

«Schämt er sich seiner Angehörigen?» dachte Duprey, «das hat er aber wirklich nicht nötig.»

«Sie ist jünger und hübscher, als ich mir dachte», wurde sich Louise mit etwas wie Unbehagen bewußt. Auch beunruhigte sie die Gestalt der jungen Frau. Es sah fast aus, als ob ein neues Baby in nicht allzu ferner Zukunft zu erwarten wäre. Vonalms Befangenheit hatte gewiß auch etwas damit zu tun. Wenn Louise jetzt seiner heißen Blicke und seines warmen Handdruckes an jenem 4. Juli gedachte, so stieg lebhafte Beschämung in ihr auf, daß sie sich darüber gefreut und darauf geantwortet hatte. Nein, das durfte nicht sein, er gehörte seiner Familie. Sie nahm sich vor, ihn künftig zu meiden.

Während Vonalm seinen Besuch auf der Farm herumführte, kochte die Frau auf Antreiben ihres Mannes hin Kaffee. Ihr selber galt der Besuch nichts, doch gab sie sich alle Mühe, den Tisch recht einladend zu decken. Die Rebenpflanzungen und der Baumgarten interessierten Duprey besonders. Die Zukunft einer bessern Milchwirtschaft wurde dem Besuch bei der Vorführung von zwei gutrassigen Jungkühen und dem Bullen, den sie bei ihrer Ankunft schon gesehen hatten, erklärt. Sie mußten das eingeheimste Heu, den mastig-reichen Kuhbohnenacker mit den dunkel-grünen fettglänzenden Schoten in Augenschein nehmen. Vonalm kehrte bei diesem Inspektionsgang ganz den verständigen Bauer heraus.

Überall war mehr Ordnung als im Hause, wo die müde Frau mit den Unordnung stiftenden Kindern der Umgebung ihr Wesen verlieh. Der Tisch jedoch war ordentlich gedeckt mit dem

üblichen rot-weiß bedruckten Tischtuch. Zu weiche Butter, schlecht geratenes, selbstgebackenes Brot, leicht gärende Fruchtgelée, wie es bei der großen Hitze nicht anders zu erwarten war, bildeten die Zutaten zum wässerigen Kaffee.

Louise rühmte alles, war sehr nett und ermunternd ihrer Wirtin gegenüber, während Vonalm mit Duprey radebrechend sich den Weinbau erklären ließ. Endlich brach man auf. Frau Vonalm verabschiedete sich, von ihren Kindern umringt, etwas fremd von ihrem Besuch auf der Schwelle des Hauses. Sie sah es ihrem Mann an, daß er es so wollte. Er selber begleitete sie langsam ein Stück Weges.

«So, jetzt habt ihr meine Häuslichkeit gesehen, bin ich nicht glücklich zu nennen?» Vonalm frug es in einem leicht ironischen Ton.

Louise fing liebenswürdig an, seine Frau und die Kinder zu rühmen, aber etwas unaufrechtig.

Vonalm unterbrach sie fast barsch: «Sie sind, wie sie sind und müssen mir recht sein; was andere über sie denken, will ich nicht wissen.»

«Wenn ihr später einmal eine „Gotte“ braucht, ich sage nicht nein», neckte Louise den etwas Verstimmt.

«So, das hast du auch schon heraus», antwortete er, während es rot unter der braunen Haut aufstieg, «es pressiert zwar nicht, aber wir werden dran denken, wenn die Zeit kommt.»

Dieser Besuch hatte die beiden nicht näher gebracht, es schien im Gegenteil, daß sie sich wieder auf sich selber besonnen hatten und sich ihrer früheren schwulen Wärme schämten. — —

Die guten Vorsätze, die Vonalm und Louise Duprey gefaßt haben mochten, hielten nicht an, wie es ja bekanntlich im Wesen dieser guten Vorsätze liegt. Man sah sich jede Woche im Gesangverein, jeden Samstag bei Dupreys, und Louise blühte ihren Jahren zum Trotz. Sie fing da wieder an, wo sie vor 20 Jahren auf-

gehört hatte. Ihr Mann wurde in der Tat das «Papali» für sie, sie blieb die sorgende Hausfrau und betreute ihn wie eine gute Tochter, die aber ihre Gedanken bei ihrem Liebsten und ihr Herz zwischen beiden geteilt hat. In jener Zeit war noch viel geselliges Leben unter den Schweizern, die nun alle inzwischen ruhiger und älter geworden waren. Man machte Ausflüge zusammen, und da es keine Wirtshäuser in der wilden Gegend gab, so veranstaltete man Picknicks. Man lagerte sich an den Quellen in einer romantischen Schlucht oder fuhr mit Wagen hinaus zum Lewis-Denkmal, der Ruhestätte eines dort verstorbenen amerikanischen Explorers, sang Lieder und trank von seinem Eigengewächs. Duprey war nie dabei, Louise und Vonalm immer. Es war nach Jahr und Tag kein Geheimnis mehr, daß zwischen den beiden es drauf und dran war, überzukochen und die Grenzen der Freundschaft zu überfluten. Doch gab man ihnen noch "the benefit of the doubt" und ließ sie gewähren.

Duprey, der schnell alt und etwas kränklich geworden war, wurde von seiner Frau sorgsam gepflegt, liebevoll des Nachts in sein Bett gelegt, die Decken vorsorglich glatt und warm um ihn gezogen und selbst der Gutenachtkuß nicht versäumt. Damit glaubte sie genug getan zu haben und schlich sich, wenn es gerade Mondschein war, durch den hintern Garten, an den neuen, immer noch leer stehenden Häusern vorbei. Sie wartete an einsamer, verschwiegener Stelle auf Ernst Vonalm. Sie saßen zusammen auf der hinteren Plattform des armseligen Kirchleins, das sich ein paar katholische Familien erbaut hatten und das nur vierteljährlich einmal geöffnet wurde und sein schrilles Glöcklein läuten durfte, wenn sie wieder einmal das Reisegeld für einen Priester beisammen hatten. Das war der Ort ihrer verschwiegenen Zusammenkünfte. Und da beide über das Alter der jugendlichen Ideale weg waren, auch wahrscheinlich nichts wußten von Plato und platonischer Liebe, so mag es wohl ein Liebesverhältnis im gewöhnlichen Sinne gewesen sein. Aber

auch in dieses schuldige Verhältnis mischte Louise das vorsorglich Frauliche, Mütterliche. Sie strickte für seine Kinder, sie kochte und backte für die kränkliche Frau, sie bürstete seinen Rock und flickte seine Kleider.

Duprey ließ sie gewähren. Niemand hat je erfahren, ob er gewußt, wie weit die beiden gegangen. Er hatte scheinbar andere Sorgen, die ihn drückten; das Bauen der zwei Häuser war eine verfehlte Spekulation gewesen. Der Geschäftsteil breitete sich nach anderer Richtung aus, seine Läden blieben leer. Der Bau des Rathauses, des Gefängnisses, des neuen Bezirksschulhauses, das Anlegen der Straßen verursachten große Kosten und deshalb hohe Steuern. Das alles machte Duprey Sorgen. Selbst die Freude an seinem Garten wurde getrübt. Das einzige, wofür er neben seinem gärtnerischen Schaffen Sinn und Liebe hatte, war von jeher die Astronomie gewesen. Er hielt sich eine monatlich erscheinende Zeitschrift über diese Wissenschaft, die ihm aus Paris geschickt wurde. Eigentlich war sie für Fachleute geschrieben. Er fand sich prächtig darin zurecht, aber die Leute lächelten über seine Astronomie und rechneten sie ihm als Schwäche an.

* * *

Die Schweizer hatten es mit den Jahren gelernt, sich dem Boden und den Verhältnissen anzupassen. Den schwemgenden Platzregen leisteten sie Widerstand, indem sie den Hängen nach Gestrüpp und Steine anhäufen ließen und diese Streifen vom Pflügen verschonten. Sie hielten mehr Vieh und hatten daher auch mehr Dünger. Die Ausharrenden brachten es zu einem bescheidenen Wohlstand. Andere wieder konnten ihr Eigentum ohne Verlust an Amerikaner verkaufen, die früher darüber gespottet hatten, auf der Höhe Ernten erzielen zu wollen. Man sah blühende, reiche Alfalfa-felder und kniehohen Rotklee. Die Erdbeere gedieh immer trefflich und wurde zu einer Spezialität jener Gegend. Selbst

Weizen brachte mittelmäßige Ernten, und Mais wurde von jeher gezogen. Seitdem ist das Städtchen auch ein großer Markt für Maultiere geworden. Solche wurden dort sogar während des Weltkrieges für die Ausfuhr nach Europa aufgekauft. Acht Kirchen, Kaufläden eleganten Stils, eine Bank sind da, und Zementtrottoirs zu beiden Seiten der Mainstraße geben den immer noch mitspazierenden Weidschweinen zu denken. — —

* * *

Duprey aber wurde immer trauriger. Ein Heimweh nach seinem alten Vaterland, dem «*pays des violettes*», wie er Frankreich gerne nannte, schien über ihn gekommen zu sein. Vielleicht hatte er immer noch gehofft, sein geliebtes Paris einmal wiederzusehen. Paris, das er das Herz der großen Nation nannte. Nun, da er sein Geld so wenig nutzbringend angelegt hatte, mußte diese Hoffnung schwinden. In New-Orleans war er unter lauter Franzosen gewesen, hier in dieser Schweizerkolonie sprach alles um ihn herum Deutsch, das er haßte, oder Englisch, das ihm fast ebenso unsympathisch war. So kam dies verspätete Heimweh über ihn wie eine Krankheit. Bei Louise war das Gewissen erwacht; sie zog sich in dieser Zeit von Vonalma zurück, ja, sie ermunterte ihn sogar, als ein Käufer für seine Farm auftauchte, zu verkaufen und nördlich zu ziehen. Und es kam wirklich zum Wegzug, bis zuletzt von Frau Duprey wirksam in den Vorbereitungen zur Abreise unterstützt. Der etwas hilflosen Frau stand sie wacker zur Seite. Dann lebte sie wieder ausschließlich ihrem weltüberdrüssigen Mann. In dem Gedanken an sein «*pays des violettes*», inmitten seines selbstgeschaffenen Hausgartens, der wie eine erquickende Oase von dem übrigen Boden abstach, überkam ihn oft ein sonderbarer Haß, eine Wut. Er entwurzelte den Bestand ganzer Beete und beschnitt Reben und Bäume so gründlich, daß jedes fernere Treiben vorüber war. Welches Recht hatten diese Pflanzen, zu wachsen, zu gedeihen, sich zu

KENNEN WIR UNSERE HEIMAT?

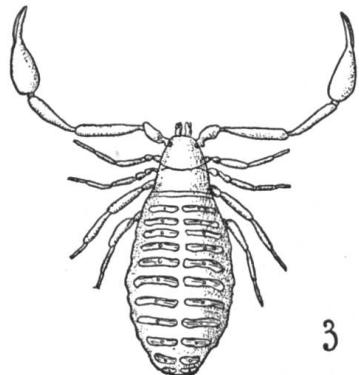
Dann sollten wir wissen, was diese Zeichnungen darstellen



1



2



3

Antworten siehe Seite 64

entwickeln und auszubreiten, während er selbst verdorrte bis ins Mark der Knochen hinein? Doch ging er dabei nicht wie ein Wahnsinniger zu Werk. Er nahm sich zusammen und gab selbst solchem widersinnigen Tun ein ruhiges, mildes Gepräge, als tätte er es aus weisem, wenn auch vielleicht der Umgebung unverständlichem Besserwissen. Er gestattete niemand einen Blick in sein Inneres, war immer korrekt und höflich, auch in seinen aufgeregten Zeiten. Louise weinte viel in jenen Tagen; einige sagten, sie traure Vonalm nach, andere anerkannten ihre aufrichtige Sorge um ihren Mann. — —

* * *

Es war Mitternacht, er lag wach da. Es war ein Sonntag gewesen, der eben verflossene Tag war ein Feiertag gewesen. Ein Feiertag für seine Frau, die ganze Stadt und für ihn. Sein weißes, steif gestärktes Busenhemd blinkte auf dem Stuhl neben seinem Bett mit dem frischen Unterzeug, das er abgelegt hatte. Ja, es war Sonntag gewesen, wenn auch seine arme, betrübte Seele nicht mitgefiebert hatte. Wach lag er da und starrte in das Halbdunkel der Sommernacht, das durch das offene Fenster drang und sich mit dem Schwarzdunkel des Raumes vermischt. Er sehnte sich darnach, sein Weh laut werden zu lassen, die eisige Rinde zu brechen, die sein Herz umklammert hielt, zu weinen, zu rasen; aber seine gewohnte Selbstzucht ließ es nicht zu, er mußte sich weiter im Zügel halten, immer und immer. Er lauschte auf seines Weibes regelmäßigen Atemzug, der durch die offene Tür des nächsten Zimmers zu ihm drang. Seine treue Genossin der letzten 20 Jahre. Ein paar Minuten weilten seine Gedanken bei ihr. Dieser Frau Leben an seiner Seite überflog er in Eile; Selbstvorwurf und Reue waren ferne von ihm. Sie hatten beide ihre Pflicht getan bis fast zuletzt. Und für sie war gesorgt, und hatte sie nicht ihre Freunde, ihre Freuden, während er verdarb, hungerte aus Mangel an etwas, was er sich nicht zu geben ver-

mochte, weil er es selbst nicht kannte? Die Uhr, die wohlgeölte, wohl aufgezogene alte Wanduhr schlug drei, so glatt und klar. So war es bald Zeit geworden. Er griff mit zitternden Händen nach seinen Kleidern, es mußte so sein. Beim schwachen Lichte des anbrechenden Tages kleidete er sich an. Wie ein Dieb in der Nacht, seine Schuhe in den Händen tragend, um jedes Geräusch zu vermeiden, stahl er sich durch die Zimmer, durch die Türe. Mit angehaltenem Atem tat er das. Seine Frau schlief ruhig weiter. In der Laube vor der Küchentüre schlüpfte er in seine Schuhe, vorher den Staub mit der Hand von den frischen Socken wischend; denn alles, was er tat, war sauber und manierlich. Der Osten begann sich von der Sonne zu färben. Ein goldroter Schleier flog ihr voran. Venus war am Erblassen. Er schenkte ihr einen Blick. Er stand ja auf so freundlichem Fuße mit den Sternen! Seine Liebe galt diesen kalten unabweichbaren Himmelskörpern. Unabweichbar, immer kreisend, immer gehend fort und fort. Und die Kraft, die sie treibt, sie zwingt, ist das ewige Gesetz der Natur. Alles Natur, nur Natur; er wußte es längst schon, hatte es früh schon geahnt.

Venus verschwand, und die Sonne stand auf in sieghafter Kraft und Schönheit. Den alten Mann fror es bis ins Mark hinein. Zitternd durchkreuzte er den erwachenden Garten. Den Garten, wo die Rosen blühten, frisch und taubenetzt ihr Antlitz neigend, wo die Vögel zwitscherten in der leuchtend grünen Weinrebenlaube. Doch er sah und hörte nichts, nur schlich die Kälte ihm immer näher ans Herz. So durchging er sein einst in frohem Schaffen selbstgestaltetes Gebiet, bis das Ende des Gartens und damit das graue Hüttchen erreicht war. Er gab der Türe einen Stoß und trat ein. Ließ alles zurück, Gottes prachtvolle Welt, den anbrechenden goldenen Junimorgen, Vögel, Lieder und Blumen. Sein ganzes früheres Glück, sein mißverstandenes Leben, ließ es zurück vor der sich hinter ihm schließenden Türe! Dinnen, wo er stand, war Finsternis und unaussprechliches Grauen. Eine unbedeckte

Zisterne, eine Rundung voll toten schwarzen Wassers. Sachte zog er die Schuhe von den Füßen, ordnungssinnig stellte er sie nebeneinander. Dann, ein einziges Mal, tat er wild nach seiner Lust, zersprengte die Fessel und stürzte sich mit einem Schrei in die Tiefe. Ein Plätschern — dann Todesstille ringsum, nur ein paar Kreise zitterten über dem dunkeln Wasser. — Herr Duprey hatte den Tod in seiner Zisterne gesucht und gefunden.

* * *

Fünf weitere Jahre sind seitdem vorübergegangen. Das Städtchen hat sich verfeinert, der Wohlstand der Kolonisten sich gefestigt. Die junge amerikanische Weiblichkeit trippelt in kurzen, engen Seidenröckchen auf hohen Schnürschuhen zierlich den Zement-Sidewalks entlang. Bei der Soda-Fontaine im «Drugstore» sitzen sie an den kleinen runden Tischchen und löffeln Icecream. Sie saugen lustig das mit Icecream vermengte, in allen Farben, je nach der Sorte schäumende Sodawasser durch die Strohhalme in die lachenden Mäulchen. Diese Dämmchen haben nichts mehr mit der früheren Sally oder Polly gemein. Sie spielen Klavier und haben die Bezirksschule genossen. Sie studieren Modekataloge und bestellen das Neueste aus New York. Der männliche Jungamerikaner vermag in Eleganz nicht ganz Schritt zu halten mit diesen modernen Schönen, und so hat er immer noch etwas Struppiges an sich. Doch ist er stets dienstbereit. Er steht auch jetzt etwas ungelenk daneben und berappt, was die Mädchen genossen. Man hört vom Krieg. Die «Boys», die in Frankreich waren, sind völlig verwandelt zurückgekommen. Stramm, geschmeidig, mit sicherm Auftreten. Wir glauben es gerne, denn das Kraftmaterial war immer in ihnen, die militärische Zucht hat ihnen den letzten Schliff gegeben. Die Schweizerfrauen sind einfach geblieben und konkurrieren nicht mit den amerikanischen Damen. Darum sagte auch ein lustiger St. Galler Sticker im Scherz: «Früher waren sie (die

Amerikaner) die Armseligen und Lumpigen, und nun sind wir es geworden.»

Eine weißhaarige, bleiche Frau, ganz in Schwarz gekleidet, macht jeden Sonntagnachmittag, wenn das Wetter es erlaubt, einen Spaziergang nach dem Schweizerfriedhof, wo zweimal im Jahre die wilden Veilchen so üppig blühen, wie nirgend anderswo. Sie füllen die ganze noch freie weite Wiese und drängen sich zwischen die Gräber und stürzen sich auf die letzten Ruhestätten Vergessener. Es ist Louise Duprey, die das Grab ihres Mannes besucht. Ein kleiner Fichtenbaum steht in der Mitte desselben. Seine Äste fangen schon an, den Stein mit der Inschrift zu überschatten. Aber kein Pflänzchen ist zu sehen. Er selbst hat es so gewollt, keinen farbigen vergänglichen Blumentand sollte sie ihm geben. Und so hat sie's gehalten; sie wehrt selbst den Veilchen, die vergebens versuchen, zu ihm zu gelangen. Mrs. Duprey lebt ruhig, gelassen, ihren Jahren gemäß, in einem der Häuser an der Helvetiastraße. Das Haus, worin sie mit ihrem Manne gelebt, hat sie verkauft, ein anderes vermietet. Hilfsbereit andern gegenüber, ist sie jedoch frei von unfruchtbare Reue, und aufrecht geht sie ihren Weg. Ernst Vonalm hat es in Minnesota noch zu zwei weiteren Kindern und Wohlstand gebracht. Louise strickt für die Jüngsten, und alljährlich bekommt sie ein Weihnachtspaket aus St. Paul. — —

Es war keine himmelstürmende Liebe, eine einfache, ruhige nur, die dem Leben einer Frau wieder Farbe und Inhalt gegeben, nachdem sie schon auf Glück verzichtet hatte, die sie wieder wach gerufen, nachdem sie schon eingeschlafert gewesen. Es war ein Verhältnis, das zwei Menschenkinder viele Jahre bescheiden glücklich gemacht hat, ohne scheinbar üble Folgen für andere mit sich zu bringen. Oder am Ende doch? Hat vielleicht Duprey deswegen die Blümlein verschmäht, deswegen die Lust am Leben verloren?

Wer vermag es zu sagen?